

STUART NADLER

Aus dem amerikanischen Englisch
von Andreas Reimann

Die Unzertrennlichen
ROMAN

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

Titel der Originalausgabe: *The Inseparables*
All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andreas Reimann

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: © Private Collection / De Agostini Picture Library /
Bridgeman Images

Autorenfoto: © Nina Subin

Gesetzt aus der DTL Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04988-6

1.

Das Buch machte, wie immer, ihre Probleme nur schlimmer. Die Neuauflage kam als Express-Paket aus New York, ein großer Karton mit angerissenen Ecken. Als der Bote an die Tür klopfte, tat Henrietta, als sei sie nicht zu Hause und beobachtete ihn von einem Fenster im oberen Stockwerk aus. Er wirkte harmlos, offenbar fror er in seiner Uniform. Er hielt das Paket behutsam vor sich, als würde es etwas wirklich Wertvolles enthalten.

Ein Sturm war aufgezogen, die Birken am Straßenrand bogen sich in dem beständigen Wind. Unter den Fenstern häuften sich Schneewehen sauber zu steil abfallenden Hängen. Das Beste wäre, entschied sie, das Paket einfach draußen liegen zu lassen. Auf die Weise würde es, mit etwas Glück, durch Schnee und Eisregen ruiniert werden.

Dann aber, ein paar Stunden später, platzte ihre Tochter herein.

»Katastrophe verhindert!«, verkündete Oona, zurück von ihrer Schicht im Krankenhaus, Schnee und Eis auf der Kapuze. »Ich habe die Bücher gerettet!«

Oona grinste teuflisch – eine Miene, die jeden befiehl, der in Kontakt mit diesem Ding geriet. Sie stellte das Paket auf den Küchentresen und ritzte es geschickt mit ihrem Autoschlüssel auf.

»Nicht aufmachen«, flehte Henrietta und streckte die Hand aus, um zu verhindern, was im Begriff war zu geschehen. »Bitte. Lass es uns einfach zurück nach draußen stellen, damit sie alle zerstört werden. Das wäre die gesunde, vernünftige Lösung.«

»Du musst mir das lassen«, sagte Oona. »Ich habe einen furcht-

baren Tag hinter mir. Ein Mann wurde nach einem Autounfall eingeliefert, seine untere Hälfte in ztausend Stücken.« Oona nahm eine Handvoll Styroporkugeln aus dem Karton, hielt sie hoch und drückte die Hand zusammen, sodass es wie Konfetti zwischen ihren Fingern hervor stob. Sie war Fachärztein für Orthopädie und Unfallchirurgie in einem Bostoner Krankenhaus und ein Großteil ihrer Geschichten begann so. Mehr Konfetti rieselte hinab. »Ztausend Stücke.« Sie gehörte zu den seltenen Vertretern ihrer Zunft, an denen ein OP-Kittel modisch aussah, was ihr gelang, indem sie immer und ausschließlich schwarz trug, vom Schal bis zu den Clogs, als wäre sie eine Ninja-Ärztin. »Das Styropor soll übrigens die Knochen darstellen.«

Oona hatte im selben Jahr ihre Ehe beendet und lebte seitdem wieder in ihrem alten Kinderzimmer. Henrietta kam das nicht ungelegen. Ihr Mann Harold war vor elf Monaten gestorben und es half ihr, dass ihre Tochter wieder zu Hause war, dass, und sei es auch nur übergangsweise, eine zweite Seele unter ihrem Dach wohnte, jemand, der atmete und sprach. Die plötzliche Wiederkehr ihrer Mutterrolle war die perfekte Medizin für ihr Witwendasein.

Oona war groß gewachsen wie ihr Vater und hatte auch dessen Profil, seine auseinanderstehenden Augen, sein Lachen. Henrietta war niemals dankbarer dafür gewesen als während dieses letzten Jahres. Manchmal war es ihr und Harold unvorstellbar erschienen, wie sie eine Ärztin herangezogen haben könnten. Besonders in diesem Haus, in dem gelegentlich Hühner umherliefen, laut Musik gehört wurde und kiloweise selbst geschlagene und zu kleinen Kunstwerken geformte Butter im Kühlschrank lagerte. Harold war viele Jahre Chefkoch eines französischen Restaurants im Zentrum von Boston gewesen. Die vielen Sonntagabende, an denen sie zu Hause in der großen, offenen Küche Karotten zu Julienne schnitten und Fleisch hackten, hatten immerhin dazu geführt, dass Oona vertraut im Umgang mit scharfen Messern war.

Oona holte das oberste Exemplar aus dem Karton und presste es in gespielter Hingabe an ihre Brust. Henrietta wandte den Blick ab.

Nach all der Zeit war das vertraute rosafarbene Cover nun also zurück in ihrem Leben.

»O mein Gott«, schrie Oona, wie um ihrer Überraschung Luft zu machen.

»Tu nicht so, als ob du es nicht längst erwartet hättest«, sagte Henrietta.

Natürlich hatten sie gewusst, dass das Paket unterwegs war. Gestern Abend war es von New York aus angekündigt worden. *Lass uns wissen, was du denkst*, hatte man sie fieberhaft beschworen, außer sich vor Begeisterung und lachhaft optimistisch, als ob sie tatsächlich geneigt wäre, nach all der Zeit etwas Positives darin zu sehen.

»Es ist wunderschön«, sagte Oona. In dem Paket lagen elf weitere Bücher. »Darf ich eins behalten?«

»Du hast doch sicher schon ein Exemplar«, sagte Henrietta.

»Ich habe eine ganze *Sammlung*. Aber keines davon ist so strahlend neu«, sagte Oona.

Die Wahrheit war, dass Henrietta es sich vor langer Zeit zu Eigen gemacht hatte, die Existenz ihres Buches zu leugnen, was aber schwer umzusetzen war, da es in ihrem Computer und in den Händen ihrer Tochter ja existierte. Nun hatte ihr alter Verlag, Hubbard & Co., es neu (und wieder in Rosa) aufgelegt und es obendrein mit einer Fülle von kritischen Abhandlungen und Würdigungen versehen. Henrietta hätte nicht gedacht, dass sich ihr Buch für so etwas eignen würde. Man hatte sie gebeten, eine Einleitung zu schreiben, etwas Leichtes und zugleich Melancholisches, was sie abgelehnt hatte. Wochenlang hatten sie ihr hinterhetelefoniert. *Schreib einfach etwas*, hatten sie gebettelt. *Irgendetwas!* Fällt dir denn zu deinem Buch überhaupt gar nichts ein? Als Antwort schickte sie eine E-Mail:

Ich versuche seit Langem zu verdrängen, dass ich dieses Buch geschrieben habe. Sie sollten wissen, es ist das Werk eines sehr jungen und zutiefst untalentierten Menschen. Ich weiß, dass ich mit dieser Meinung nicht alleine dastehe. Ich bin mir vollkommen bewusst, wie

flegelhaft dies klingt, aber: Ich brauche einfach dringend das Geld.

Voller Begeisterung,
Henrietta Olyphant

Sie hatte das Buch hier geschrieben, während ihres ersten Jahrs in Massachusetts. Davor hatte sie in New York gelehrt. Frauenforschung. Die Politik des menschlichen Körpers. Gegenderte Dialektik in den Massenmedien. Auf Harolds Initiative waren sie hierhergezogen, als sie schwanger war. Da sie nicht mehr unterrichten konnte, wollte sie sich im Schreiben versuchen. Sie war jung und strotzte vor Selbstvertrauen. Meistens schrieb sie nachts in kleinen Sitzungen, während Oona schlief.

Ihre Heldin war die fünfundzwanzigjährige Eugenia Davenport, eine Zeitungsreporterin, deren Auftrag es im Sommer 1967 war, den begehrtesten Mann in New York zu finden und ihn dazu zu bringen, sie zu heiraten. Es war Henriettas Idee, ihr Werk wie ein Handbuch für Besucher des weiblichen Körpers anzulegen, in Anlehnung an Reiseführer, wie man sie als Tourist mit nach Paris nahm und die gespickt waren mit Stadtplänen, historischen Anekdoten und Abbildungen von Kathedralen, deren Besichtigung sich lohnte. In jedem Kapitel hatte Eugenia Davenport einen neuen Liebhaber, und mit jedem neuen Liebhaber gab es neue Entdeckungen zu machen.

Noch heute zuckte Henrietta bei dem Wort »Abbildung« zusammen: *Die Unzertrennlichen* enthielt die erste detailgetreue Abbildung einer Vagina, die jemals in einem Buch für die breite Masse zu sehen war, genauer gesagt einem Buch, das in Supermärkten an den Kassen auslag und das sich jede Frau oder Großmutter oder auch jeder Neunjährige greifen konnte, während der Einkauf in Tüten verpackt wurde. Ganz zu schweigen von der Art und Weise, wie sie diese spezielle Abbildung gezeichnet hatte: als eine ironische Schatzkarte zu einer verborgenen, sagenumwobenen Kolonie.

Sie sprachen kaum über das Buch, während Oona heranwuchs, und wenn, dann nannten sie es *das Ding*. Oder manchmal *das Scheißding*. Bis vor ein paar Monaten hatte Henrietta sich gefragt, ob sie die Einzige war, die sich noch daran erinnerte, wie es damals gewesen war, was das Buch dieser ganzen Generation, die sich so offen dazu bekannt hatte, bedeutete. Aber dann hatte sie das Geld gebraucht und die ganze Tortur war von vorne losgegangen.

Vergangene Woche war ihr Konterfei in *Globe* zu sehen gewesen, dann in *People*. Es kam wieder häufiger vor, dass wildfremde Menschen sie erkannten. In letzter Zeit wurde sie, wann immer sie in der Innenstadt von Aveline unterwegs war, unweigerlich angehalten von jemandem etwa ihren Alters, der blinzelnd zu erkennen versuchte, ob sie tatsächlich die Frau auf dem Buchrücken war, die mit der teuflischen silbernen Teekanne in der Hand. Die Unterhaltung drehte sich dann üblicherweise um die Szene im drittletzten Kapitel, in der Eugenia ihre Teekanne durch die Windschutzscheibe des Cadillacs von Templeton Grace schmettert, dem Mann, den sie für das Scheitern ihrer bevorstehenden Ehe verantwortlich macht. Die Teekanne war als eine ironische Anspielung gedacht, als ein Wink mit dem Zaunpfahl, der sich gegen Frauen wie ihre eigene Mutter richtete, für die die Teekanne, der Servierlöffel oder die Gießkanne zum Wappenzeichen der Familie geworden waren. Die zerberstende Fensterscheibe sollte einen epochalen Generationenwechsel symbolisieren. Eine Frau, die einen Hauch der urweltlich-männlichen Gewalt in sich trug.

Die Ablehnung war grenzenlos. Das Buch wurde auf eine Art ausgelegt, die sie nicht beabsichtigt hatte. Klügere, besser gebildete Feministinnen warfen ihr vor, eine Karikatur von schrillen, labilen Frauen gezeichnet zu haben, die mit Teekannen die Scheiben von amerikanischen Luxuskarossen zerstörten. Das Buch sei billig, sagten die Kritiker, und auf unverantwortliche Weise geistlos. Die Darstellung von sexbesessenen Frauen würde sich mit großer Wahrscheinlichkeit kontraproduktiv auf den Geschlechterkampf auswirken. Henrietta hatte das Buch *Die Unzertrenn-*

lichen genannt, weil sie ein gutes Wort für Monogamie und Treue einlegen wollte, für die unausgesprochene Hoffnung aller frisch Verheirateten: dass ihre Ehe in dieser Welt sich als unzerbrechlich und hart wie Stahl erweisen würde. Dies wiederum wurde als zu vereinfachend und gefühlsselig kritisiert, als zu verfangen in patriarchalen Normen.

Diejenigen jedoch, die sie eigentlich an den Pranger stellen wollte, wurden zu den treuesten Verfechtern des Buchs. Ein Jahr lang wurde sie bei jedem öffentlichen Auftritt von Hausfrauen bejubelt, die ihre silbernen Teekannen mitbrachten und ihr liebevoll aufmunternde Worte ins Ohr flüsterten. Endlich hatte jemand ein Buch für sie geschrieben! Ein Buch, das leicht, vergnüglich und sexy war! Und es hatte sogar Bilder! Die Männer, von denen Henrietta hoffte, sie könnten sich von dem Buch kritisch angesprochen fühlen – Männer, welche sich durch die Einführung der Pille und die daraufhin einsetzende sexuelle Revolution gerechtfertigt sahen, ungestraft mehr Sex mit mehr Frauen zu haben –, schrieben ihr Briefe, die andeuteten, dass auch sie selbst mit Sicherheit gerne Sex mit ihnen haben wolle. Diese Männer fühlten sich sogar veranlasst, bei ihren Lesungen zu erscheinen.

Auch wenn sie es nie laut zugegeben hätte, sie fühlte sich niedergeschmettert, als das Buch von der gelehrten Gesellschaft abgelehnt wurde, zu der zu gehören sie angenommen hatte. Wenn sie wollte, hätte sie Dutzende von Zeitungsartikeln als Belege für die Schmähungen heraussuchen können, deren Überschriften alle mehr oder weniger so lauteten: »Olyphant behauptet weiterhin, ihr Sex-Buch nütze in Wirklichkeit den Frauen.« Sie hatte die Dummeitheit der Leute bloßlegen wollen, und die Leute hatten sie rechternings zur Dummen gemacht.

Sie hatte nie wieder ein Buch oder einen Artikel geschrieben. Es gab nur dieses eine. Sie hatte die Originalrezensionen irgendwo in einer Kiste verstaut, das ganze Aufgebot ihres Elends, zusammen mit vergleichbaren Meisterstücken ihrer Schande: die Abrechnungen ihrer Kreditkarte, das sich nicht öffnen lassende Etui für das Diaphragma, das ihre Mutter vor ihrem ersten Semester an der

Barnard für sie bestellt hatte, ihre entwürdigenden Versuche in der Landschaftsmalerei.

Henrietta beobachtete, wie Oona in *Die Unzertrennlichen* blätterte und dabei so etwas wie echte Begeisterung zeigte, ganz so, als genieße sie jede Seite. Ein Buch wie dieses geschrieben zu haben, war eine Sache. Eine gänzlich andere war es, eine Tochter zu haben, die solch einen Gefallen daran fand.

»Oh!«, rief Oona. »Die Abbildungen sind drin. Nach wie vor!«

»Du gehst damit völlig falsch um«, sagte Henrietta. »Ich wünsche mir Anteilnahme von dir. Oder wenigstens etwas ehrliche Kritik.«

»Du warst einfach genial«, sagte Oona und drehte das Buch so, dass Henrietta es sehen konnte. »Was für Drogen hast du genommen, als du dich entschieden hast, das zu malen?«

»Oona ...«

»Was ich total super finde« – Oona zeigte auf die berühmte Abbildung – »ist, dass du es für nötig gehalten hast, die Schambehaarung zu beschriften. Als ob man nicht auch so wüsste, was es ist.«

»Okay«, sagte Henrietta und wandte sich ab. »Das wird mir jetzt zu primitiv.«

Henrietta würde das Buch nicht anrühren. Tatsächlich hatte sie das *Scheißding* seit zehn Jahren kein einziges Mal in den Händen gehalten. Vielleicht waren es auch zwanzig. Es war mehr als reiner Aberglaube. Sie hasste es. Sie hasste den ersten Satz, den zweiten, den letzten – jeden Satz in diesem Buch. Das Cover. Den Buchrücken. Das ganze Konzept. Die Bilder. Einmal hatte sie ein paar Exemplare verbrannt, irgendwann in den Siebzigern. Ihr Therapeut hatte ihr damals eine Mischung aus Urschreitherapie und Verbrennungsritualen empfohlen. Dass sie sich hierdurch in enger Verwandtschaft mit Joseph Goebbels wähnte, war auch nicht weiter hilfreich.

»Du verstehst das nicht«, sagte Oona. »Das ist jetzt der totale Kult.«

»Ein Kult ist keine gute Sache, Oona. Warum sollte ich mich deshalb besser fühlen?«

Oona lächelte. »Weil es wundervoll und trashig und fantastisch ist.«

Henrietta holte tief Luft.

»Ich weiß«, sagte Oona. »Du wolltest eigentlich ein schlaues Büchlein schreiben.«

»Das ist nicht ...«

»Dass es trashig ist, war nicht deine Absicht, schon klar. Aber Aus-Versehen-Trash kann durchaus hochwertig sein. Der Trash kann altern und reifen.«

»Ich habe das Paket da draußen stehen lassen, damit es zerstört wird«, sagte Henrietta. »Das war meine Absicht.«

»Wo bleibt denn da der Spaß?«

»Du warst ein Kind, als das Buch herauskam. Du erinnerst dich nicht.«

»Die Geschichte von der Katze auf der Veranda habe ich tausend Mal gehört«, sagte Oona.

»Die Mädels vom Radcliffe haben eine tote Katze mitgebracht«, sagte Henrietta.

»Die Frauen vom Radcliffe, Mom.«

»Das ist nicht der Teil des Satzes, um den es hier geht!«

»Ich weiß. Du warst eine Wissenschaftlerin. Eine ernsthafte Denkerin.«

Henrietta lächelte spitz.

»Was war das Thema deiner Vorlesung? Gegenderte Hauswirtschaftslehre?«

Das stimmte. Sie hatte Harold kennengelernt, als er ein Mittagessen für ihre Fakultät lieferte. Weil der Platz neben ihr frei war, bot sie ihm an, sich zu setzen, und zu ihrer Überraschung sagte er Ja. Sie erinnerte sich, dass sie ihm eine grafische Darstellung aus ihrer Vorlesung zeigte, aus der hervorging, wie stark der Lohn für eine Arbeitsstelle variierte, bevor und nachdem eine Frau sie besetzte.

Nach ein paar Tagen lud Harold sie in das Restaurant ein, in dem er arbeitete. Er war schlank und hatte langes braunes Haar, das mit Küchengarn hochgesteckt war. Er arbeitete in einem kleinen Lokal in der Nähe des Theaterviertels. Sie ging davon aus, dass sie ge-

meinsam im Speiseraum essen würden, dass es vielleicht sein freier Tag wäre, dass er im besten Fall ihre Vorlesung aus Höflichkeit unerwähnt ließe oder im schlimmsten Fall ihr mit den immer gleichen, ermüdenden Anfeindungen käme, die sie sich seit Beginn ihrer Lehrzeit anhören musste: *Warum redest du nicht über etwas Erfreulicheres?* Oder: *Worüber sollte sich ein hübsches Mädchen wie du denn schon aufregen?* Stattdessen aßen sie in der schmalen Gasse hinter der Küche. Er sagte, er könne zwanzig Minuten frei machen. Auf den Stufen der Feuertreppe hatte er einen behelfsmäßigen Tisch aufgestellt. Dann sagte er ihr, was er zubereitet hatte: *escargots à la bourguignonne*. *Fricassée de poulet à l'ancienne*. Sie wusste bei keinem der Gerichte, um was es sich handelte. Sie war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, mit billigsten Fleischstücken und gekochten Kartoffeln.

Er wickelte zwei Stielgläser aus Stoffservietten aus und schenkte einen Sancerre ein. Es war Herbst. Sie trug einen Pullover. Sie hatte noch nie einen Sancerre getrunken. Er hatte Blumen und Kerzen auf der rostigen Stahltreppe aufgestellt, erinnerte sie sich. In der Woche zuvor hatte sie vierzig Minuten über geschmacklose mediale Darstellungen von Männern, die um Frauen werben, doziert. Er servierte das Hühnchen in einer flachen Schüssel. Während sie aßen, beobachtete er sie nervös, ob es ihr schmeckte. »Du kannst es mir sagen«, sagte er. »Sag es ruhig, wenn es scheußlich schmeckt.«

Für einen kurzen Moment waren sie und Harold zur gleichen Zeit berühmt gewesen. Doch im Gegensatz zu ihr war sein Ruhm örtlich begrenzt und flüchtig und nicht per se mit Schmerzen verbunden. Sein eigenes Restaurant, das *Festmahl*, hatte neun Monate vor dem Erscheinen der *Unzertrennlichen* eröffnet. Im kulinarischen Ödland zwischen Symphony Hall und Christian Science Plaza gelegen, bot das *Festmahl* echte französische Küche: *Boeuf au poivre* mit einem Tupfen geschlagener Butter, der das Fleisch zierte wie ein Schmuckstück; ein *Coq au Vin*, das die Koch-Ikone Julia Child vor Bewunderung zu Tränen gerührt hatte; ein kleiner, aber exzellenter Burgunder-Weinkeller in einer Stadt, in der guter Wein Mangelware

war; und eine Cabernet-Franc-Glasur, von der Frank Sinatra, der für ein Gastspiel in der Garden-Arena in der Stadt war, später behauptete, es sei das absolut Beste, was er jemals in den Mund genommen hatte – einschließlich der Brust von Ava Gardner.

Harold brachte nahezu alles auf den Tisch, was er in der Umgebung aufstreiben konnte. Gemüse von Feldern am Flussufer. Früchte aus kleinen Obstgärten, die kurz vor ihrer vollen Reife standen. Und Tiere. So viele, dass sie manchmal ein Schock überkam, wenn sie es heute sah: die kahlen Hügel, das Gras von Schnee bedeckt, die leeren Kuh- und Schweineställe, die nur noch von Geistern bewohnt waren.

In jener ersten Nacht, dort in der Gasse hinter seinem Restaurant, hatte sie ihn auf ihre Vorlesung angesprochen: »Was denkst du über meinen Kurs an der Uni?« Sie erinnerte sich, dass sie glaubte, er würde lügen, als er sagte, er fände ihn faszinierend. Ob es Vereine gäbe, denen er beitreten könnte, hatte er gefragt. Was er tun könne, um zu helfen. Ob es irgendwelche Bücher gäbe, die er lesen sollte.

Oona blätterte durch das Buch, bis sie am Ende ankam. »Das hier mag ich am liebsten«, sagte sie und hielt die Seite mit dem Autorenporträt hoch. »Dieses Bild von dir ist wunderbar.«

»Schokolade ist wunderbar. Das Meer ist wunderbar. Dieses Bild von mir ist lächerlich.«

»Komm schon. Genau das ist dein Problem mit diesem Ding. Nimm es an!« Oona versuchte, ihr das Buch in die Hand zu drücken. »Nimm es an! Nimm diese Frau an!«

Sie hatten dasselbe Bild genommen. Hubbard wollte, dass in der Neuausgabe alles beim Alten blieb. Alte Schriftart. Alte sexuelle Empörung. Alte Henrietta. Weil sie Geld dafür bekam, hatte sie sich nicht dagegen gewehrt. Es war das künstlichste, mit Abstand dämlichste Foto von ihr, das es gab: der naturfarbene Rollkragenpullover, die Silberamulette, die weißen Abendhandschuhe, die ihr bis zu den Ellbogen reichten, das Glas Eistee in ihrer rechten Hand, die viel zu hoch sitzende Schlag-Cordhose, die senffarbene Sonnenbrille, ihre alte, verschmuste Himalaya-Katze, Albert Ca-

mew, schlafend neben ihr. Und in der Linken hielt sie diese vermaledeite silberne Teekanne. Sie hatte den Namen des Fotografen vergessen, es war ein Deutscher gewesen, groß, feingliedrig, blond, ein wenig taub. Er war euphorisch über das Buch gewesen (*Die Frauen werden durchdrehen!*) und ganz begeistert, als sein Blick auf die Teekanne am anderen Ende des Raums fiel. *Ooh. Die ist wunderschön. Das ist es. Machen Sie schon! Los! Halten Sie sie hoch ins Licht!* Sie hatten das Bild hier im Wohnzimmer aufgenommen, vor dem Kaminsims. Sie erinnerte sich, wie Harold, etwas abseits stehend, Oona vor seiner Brust gehalten hatte. Sie war damals neun Monate alt gewesen, vielleicht zehn. Harold hatte immer behauptet, dass er das Buch mochte, sogar als der Sturm der Entrüstung einsetzte und jeder wissen wollte, welcher von Eugenias Liebhabern denn nun er sei.

Oona ging durch das Zimmer und gab einen leisen Seufzer von sich, als sie das Chaos überall sah. Die gesamte untere Etage war mit Kisten vollgestellt, wie auch der Schuppen und die Garage. Jetzt, da Harold nicht mehr da war, musste Henrietta umziehen. Die Feinheiten ihrer finanziellen Notlage bedurften keiner größeren Analyse. Die Konten waren leer. Die Kreditkarten am Limit. Ersparnisse hatte sie keine. Sie war unversichert. Sie stand gefährlich nah vor dem Bankrott. Der Tod war, wie sich herausstellte, eine teure Angelegenheit. Während der letzten Wochen hatte sie deshalb alles in Kisten verpackt, vierzig Jahre in Kartons. Sie hatte den Kleiderschrank ihres Mannes leergeräumt, seine Sockenschublade entsorgt, sein Auto verkauft, jede Spur ihres gemeinsamen Lebens ans Licht gebracht und weggetan. Die Zimmer waren so sehr mit Kisten vollgestellt, dass sie die Fenster verdeckten und kein Licht mehr hineindrang. Das Haus fühlte sich nach und nach nicht mehr wie ein Zuhause an, sondern wie ein düsterer, lichtverlassener Stauschrank.

Oona wollte helfen, Schecks ausstellen und Rechnungen bezahlen, ihr eine kleine Wohnung mieten, aber – entweder aus mütterlichem Stolz oder einer tiefer sitzenden Sturheit – Henrietta beendete die Diskussion darüber jedes Mal, noch bevor sie aufkam. In

ihren Augen machte Oona die Sache komplizierter, als sie es ohnehin schon war. Es war immer das Gleiche mit den Kindern.

Als Oona mit einer großen Kaffeetasse in der Hand aus der Küche zurückkam, fiel ihr Blick auf einen schwarzen, zwischen zwei großen Kartons eingekelten Koffer.

»Was ist das?«, sagte Oona, nicht fragend, sondern vorwurfsvoll. Dann legte sie ihre Hand auf die Lippen. »Mom, ich kann nicht glauben, dass du den immer noch hast.«

»Können wir diesen Teil bitte überspringen? Können wir zurück zu dem Teil, wo du so begeistert von meinem schrecklichen Buch warst? Zu deinen Spinnereien über Schamhaare und Knochenreste?«

Oona schwang den Koffer auf den Küchentresen und begann, den Reißverschluss zu öffnen.

»Bitte nicht!«, rief Henrietta. »Bitte.«

Vor Harolds Tod hatten sie eine gemeinsame Reise nach Barcelona geplant. Sie hatten eine Woche, nachdem er verstorben war, aufbrechen wollen, und aus irgendeinem Grund hatte er bereits gepackt gehabt und den Koffer am Hintereingang abgestellt, wo Henrietta ihn trotz Oonas Protesten die letzten elf Monate hatte stehen lassen. Dieses Verhalten, hatte Oona ihr immer wieder gesagt, sei ungesund und gefühlsschädigend und darüber hinaus völlig untypisch für die Frau, die zu sein Henrietta immer stolz gewesen wäre, sprich keine, die den gepackten Koffer ihres verstorbenen Mannes so lange Zeit ungeöffnet behalten würde.

»Das ist nicht okay«, sagte Oona wahrscheinlich zum hunderten Mal zu Henrietta.

»Mir ist bewusst, Liebling, dass dies der Gefühlsregeneration nicht besonders dienlich ist«, sagte Henrietta unter Verwendung eines Begriffs, der dank ihrer Tochter während der letzten elf Monate zum geflügelten Wort geworden war.

»Es ist von Gefühlsregeneration weit entfernt«, sagte Oona.

»So wie die meisten Dinge im Leben«, sagte Henrietta.

»Warum lässt du mich dich nicht für eine Therapie anmelden? Wir könnten zusammen gehen«, sagte Oona.

Henrietta lächelte. »Klingt ganz nach einem Rezept für einen erstaunlichen Nachmittag.«

»Oder lass mich dir etwas zum Lesen bringen«, sagte Oona.

Ihre Tochter war eine erstaunlich leidenschaftliche Anhängerin von Selbsthilfebüchern. Henrietta war dies verborgen geblieben, bis Oona wieder bei ihr eingezogen war und sie eine beachtliche Bibliothek, die sie über viele Jahre angesammelt haben musste, vorgefunden hatte. Es waren Bücher zu verschiedensten Themen: Ernährung (*Dies wird Ihre letzte Diät, Teil zwei*), wie man den Ehemann verlässt (*Ein Arbeitsbuch zur Rückerlangung der Würde*), über Trauer und Tod (*Glaube an den Himmel, nicht an Gott*). Eigentlich hätte Henrietta das alles nicht verblüffen sollen. Oona hatte Abstraktionen schon immer misstraut, sie tendierte zu einfachen Lösungen. Deswegen war sie in der Orthopädie auch so gut aufgehoben: Aufschneiden, wieder herrichten, zunähen. »Ich habe meine eigenen Bücher«, versicherte Henrietta ihr.

»Aber deine Bücher drehen sich wahrscheinlich alle um die menschliche Verderbtheit und den bevorstehenden Untergang der Kultur.«

»Es sind gute Bücher.«

Oona legte ihre Hand auf den Koffer. »Ich weiß nicht mehr, was ich mit dir machen soll«, sagte sie.

»Du solltest gar nicht das Bedürfnis haben, irgendetwas mit mir zu machen. Es ist nur ein Koffer, Oona. Irgendwann werde ich mich schon überwinden und ihn öffnen. Und irgendwann danach werde ich auch ein regeneratives Gleichgewicht finden, oder wie immer du das nennst. Ich verspreche es dir.«

Oona sog tief die Luft ein, eine theatralische Geste, die sie schon als Kind gezeigt hatte, wenn in ihrem Leben irgendetwas total Unfaires geschehen war und sie wütend gemacht hatte – zu Bett gehen oder Baden müssen oder Kuchenentzug. Worum es wirklich ging: Henrietta hatte vor einigen Monaten vorgegeben, den Koffer geöffnet zu haben, und Oona gesagt, sie wäre von den Alltagsgegenständen darin nicht überrascht gewesen und hätte alles wieder eingepackt. Danach hatten sie sich zwei Flaschen Wein

geteilt und vereint in Tränen und Trauer einen wunderbaren Abend verbracht. Sie hatten ein komplettes Leonard-Cohen-Album gehört. Am nächsten Morgen hatte Oona ihr gesagt, dass sie stolz auf sie sei, ganz ohne herablassenden Ton oder Selbsthilfe-Beigeschmack.

»Aber du hast gesagt, du hättest ihn schon mal geöffnet!«, sagte Oona. »Erinnerst du dich?«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe dich angelogen, das ist passiert.«

Henrietta wusste, was jetzt kam: Oona tröstete sie gerne, indem sie ihr eine furchtbar schmerzhafte Krankenhausgeschichte wiedergab, womit sie ihr zum Ausdruck brachte, dass sie mit dem seelischen Schock über den Tod vertraut war und auch im Umgang mit den liebenden Angehörigen der Toten, welchen sie und ihre Kollegen in den Wartebereichen der Notaufnahme Trost spendeten. In Henriettas Augen war dies entweder ein kläglicher Versuch von strenger Liebe oder eine furchtbare Werbung für Oonas Krankenhaus.

»Letzte Woche im Krankenhaus ...«, begann Oona.

»Bitte erzähl mir nichts Grauenhaftes.«

»... hatten wir eine junge Frau in der Notaufnahme. Sie hatte eine Überdosis Kokain genommen, und zwar – frag mich nicht warum – auf dem oberen Absatz einer Treppe.«

»Ich weiß, für dich ist der Tod allgegenwärtig«, sagte Henrietta, deren Stimme abbrach.

Oona hielt inne. »Willst du wirklich nicht den Rest hören?«

»Lass mich raten«, sagte Henrietta und ließ die Schultern fallen.

»Am Ende der Geschichte stirbt sie.«

Oona nickte. »Ja«, sagte sie und klang ein klein wenig enttäuscht.
»Sie stirbt.«

Beide Hände Oonas lagen auf dem Koffer. Er war klein und schwarz, hatte beim Discounter dreißig Dollar gekostet, nichts Besonderes. Sie hatte es lächerlich gefunden, dass Harold so früh vor ihrer Reise gepackt hatte, vor allem da er ein berüchtigter Aufschie-

ber war und die Erledigung von derlei wichtigen Aufgaben immer bis zur letzten Sekunde hinauszögerte.

»Ich habe Angst, ihn aufzumachen«, sagte Henrietta. »Deswegen steht er immer noch da.«

Henrietta dachte, Oona würde zu einer Antwort ansetzen, irgendetwas Typisches für sie. »Angst? Aber wovor?«, würde sie sagen. »Was könntest du da drin schon finden, was dir Angst machen würde? Es ist wahrscheinlich das drin, was man normalerweise in Koffern findet. Bei Dad würde ich sagen ein Paar extra Unterhosen. Oder bestenfalls ein langweiliges Buch über die Geschichte der Butter.«

Stattdessen ging Oona auf sie zu und umarmte sie.

Es ging nicht darum, was sich wahrscheinlich darin befand, wollte Henrietta sagen. Es ging darum, was sich möglicherweise darin befand. Das war ein bedeutender Unterschied. Die ganze Zeit hatte sie sich den Gedanken erlaubt, dass es sich um etwas Besonderes handelte, eine Überraschung, die Harold bewusst zwei Wochen vorher eingepackt hatte. Nach seinem Tod hatte sie zuerst angenommen, dass er es aus Langeweile getan hatte. Das Restaurant war geschlossen und er allein zu Hause gewesen, warum also nicht früher packen? Aber Harold war nicht der Mensch, der so etwas tat. Ihr Harold – der sich in seinem letzten Jahr einen weißen Bart hatte wachsen lassen, der versucht hatte, sich Altgriechisch beizubringen und davon gesprochen hatte, das Banjospiel erlernen zu wollen –, dieser Harold war schlicht und ergreifend nicht praktisch genug veranlagt gewesen, um so etwas zu tun. Also reifte der Gedanke in ihr, dass es einen anderen Grund dafür gegeben haben musste.

Die Kaffeemaschine gab einen Klingelton von sich. Oona goss sich einen Becher ein, trank die Hälfte aus und füllte ihn ebenso schnell nach.

Henrietta schüttelte den Kopf. »Wie lange am Stück bist du schon wach?«

Oona schaute auf ihre Armbanduhr. Normalerweise arbeitete sie nachts. Jetzt, da sie sich mitten in einer Scheidung befand, arbeitete sie tags und nachts. »Viele, viele Stunden«, sagte sie.

»Wie viel Koffein hast du dir schon verabreicht?«

»Kennenweise«, sagte Oona. »Ein paar Liter sicher.«

»Du brauchst Schlaf. Es ist nicht gut, wenn du ...« Henrietta verkniff es sich. Sie war in letzter Zeit in dieses Schema zurückgefallen. Mutter zu sein, hatte für sie immer bedeutet, im Zwiespalt zwischen begründeten Bedenken und übertriebener Fürsorge zu leben. Witwe zu sein, hatte diesen Zustand noch verschlimmert.

Oona blickte auf den Koffer. »Vielleicht können wir ihn ja zusammen aufmachen.«

Henrietta atmete tief ein.

»Sag mir einfach Bescheid, Mom. Ich kann es mit dir zusammen machen. Wann immer du willst. Ich helfe dir.«

Am anderen Ende des Zimmers meldete sich Oonas Telefon. Sie stöhnte erschöpft auf. »Eine Sekunde«, sagte sie.

Über die letzten Monate hatte Henrietta gelernt, dass das Klingeln von Oonas Telefon unmittelbar mit der Verletzung eines anderen Menschen zusammenhing. Es verlief immer so: Jemand brach sich die Knochen, das Telefon klingelte und dann eilte Oona davon, um die Misere wieder zu richten. Oona ging langsam zu ihrem Telefon, das auf einem Tisch am anderen Ende des Zimmers lag. Das Haus war schon alt und der Boden knarrte unter dem Gewicht eines jeden Schritts. Früher hatte Henrietta stets unterscheiden können, ob es sich um die Schritte ihrer Tochter oder ihres Mannes handelte.

Vom Wohnzimmer aus beobachtete sie, wie Oona den Anruf entgegennahm. Dr. Olyphant, sagte sie. Sie war dieses Jahr vierzig geworden, eine Zahl, die Henrietta schwerfiel zu erfassen. Zu ihrem Geburtstag hatte Oona es sich erlaubt, eine graue Strähne in ihrem Haar spritzen zu lassen. Sie verlief von ihrem spitzen Haarsatz aus nach hinten über ihren Kopf, wie der Schwanz eines Stinktiers. Henrietta fragte sich, ob Harolds Tod oder ihre Scheidung oder beides der Grund dafür war. Sie saß auf dem Sofa und wartete. Die Wahrheit war, dass Henrietta nicht ohne ihre Tochter umziehen wollte. Sie hatte überlegt, Oona vorzuschlagen, eine gemeinsame Wohnung zu suchen und wie Mitbewohner oder sogar

Freunde zusammenzuleben, aber sie hatte nie den Mut gehabt, sie darauf anzusprechen.

»Ja«, sagte Oona.

Henrietta bemerkte die Panik in Oonas Stimme.

»Ja«, sagte Oona noch einmal. »Sie ist meine Tochter.«

2.

Es war ein Montag – nicht dass es eine Rolle spielte –, es regnete und schwaches Licht fiel durch die kahlen Bäume des Mount Thumb. Lydia saß auf der Rückbank eines Golfcarts in der Farbe von Datelpflaumen, der Fahrer, eine Ordnungskraft der Schule, trug eine Cabanjacke im Military-Look, deren Kragen er hochgestellt hatte.

Sie passierten das rostige, gewölbte Eisentor der Hartwell Academy und ließen die lateinische Inschrift über ihren Köpfen zurück, die so viel besagte wie *Wahrheit und Weisheit im Lernen oder Vergiss alles, was du bisher gedacht hast: An diesem Ort wirst du wirklich und tatsächlich erfahren, wie es ist, deinen Körper als eine tiefe, erniedrigende Schande zu empfinden*. Dieser Ort. Sie nahm einen sehr tiefen Atemzug.

Seit September war sie hier. Die Hartwell Academy, ein Internat für begabte Schüler im Südwesten von Vermont, hatte in den Prospekten einen weitaus vielversprechenderen Eindruck gemacht als die öffentliche Schule, die sie zu Hause in Crestview besucht hatte, wo Horden von Jungs in teuren Jeans und genug Abercrombie-Duft, um einen ganzen Keller auszuräuchern, bei den Schließfächern herumlungerten. Nach der siebten Stunde sah man dann dieselben Jungs auf dem Parkplatz ihre einhunderter Kools rauchen, während sie auf ihren Handys Pornos guckten.

Sie war im Internet auf Hartwell gestoßen, nachdem sie bei Google »Gibt es irgendwo eine normale Schule, an der nicht jeder ein Perverser oder Krimineller ist?« eingegeben hatte. Sie hätte bei dem Gedanken an die vergangene Woche vielleicht darüber lachen können, dass sie gerade hier gelandet war, wäre die Sache nicht so ernst.

Lydia musste von der Rückbank aus schreien, um das laute Surren des Motors zu übertönen. »Was ist mit den anderen?«, rief sie.

Sie fuhren an der Reihe von Backsteinhäusern vorbei, in denen die Jungs wohnten. Aus den Fenstern starrten sie Gesichter an, blass und blond und provokant gepflegt und unheilvoll. Seit Tagen ging das so.

»Was ist mit den anderen, die mich mobben? Jeder Einzelne hier auf dem Campus! Müssen die das auch machen?«

Der Fahrer wandte sich um. Sein Name war Abernathy. Offiziell assistierte er dem Dekan des Schülerbüros, aber in Wirklichkeit hatte er kürzlich das College abgeschlossen und seine Aufgabe bestand darin, die Schüler über den weitläufigen Campus zu kutschieren. »Ich weiß nichts von irgendwelchen anderen. Ich weiß nur von dir.«

Unter den gegebenen Umständen war dies das Verstörendste, was er hätte sagen können. Vor einer Woche war ein Nacktbild von ihr in der Schule herumgegangen. Zu diesem Zeitpunkt hätte sie nicht sagen können, was schlimmer war: die Peinlichkeit oder der Spott. Tatsache war, dass jeder sie nackt gesehen hatte oder es in Kürze tun würde, und wie sich herausstellte, war Nacktheit in Hartwell Grund genug, um eine höllische Flut von Schikanen ertragen zu müssen. Die angestrengt konstruierte Fassade der Hochkultur, derer diese Schule sich so rühmte, konnte man getrost vergessen: In dem Moment, als ihre Brüste auf aller Handys aufpoppten, war für sie die Hölle losgebrochen.

Lydia sackte auf der Rückbank zusammen. Sie trug mehrere Schichten an Kleidung in der Hoffnung, der ganze Stoff und die Wolle – die lange Unterhose, der eng gebundene Schal, der dicke, bis zum Hals zugeknöpfte Parka – würden eine Art Rüstung schaffen. Die ganze Woche hatte sie unter dem drängenden Wunsch gelitten, aus der Welt zu verschwinden.

Abernathy zeigte ihr ein freundliches Lächeln. »Wenn du meinen Rat willst: Nimm nicht dein Handy mit rein.«

Sie sah auf. Sie war erschöpft. Sie hatte nicht geschlafen. Sie war fünfzehn Jahre alt. Sie ahnte, dass ihr Make-up ihre frisch ge schlüpfe Paranoia nicht überdecken würde.

»Sie werden dich durchsuchen«, sagte er verschwörerisch. »Und wenn sie es finden, bekommst du eine extra Strafe. Vor allem wegen dieser Sache. Du hast dein Handy doch nicht dabei, oder?«

Handys waren auf dem Campus nicht erlaubt. Digitale Technologien liefen dem erklärten Ziel der Schule zuwider, in den Köpfen der Schüler ein, wie es hieß, »lineares Gehirn« zu formen, womit ein Gehirn gemeint war, das die Schriftsprache und die Grundregeln der Algebra beherrschte sowie in der Lage war, auf einer Weltkarte zum Beispiel den Irak zu finden, ohne sich dabei von anderen Gedanken ablenken zu lassen. Die Mobilfunktechnologie beeinträchtigte offensichtlich diese Fähigkeiten. Bildschirme führten zu Ablenkung, hieß es, und Ablenkung zu suboptimalem Einkommenspotenzial und unbefriedigenden Spenden durch Ehemalige in den Fonds der Schule. Trotzdem war bis vor einer Woche, als plötzlich alles um sie herum in die Luft flog, das Handyverbot kaum durchgesetzt worden. Zumindest hatte Lydia dies gedacht.

»Das Handy liegt auf meinem Schreibtisch. Im Schlafraum«, log Lydia. Bei dem, was gerade alles passierte, würde sie ihr Telefon nicht einfach so herumliegen lassen, damit ihre Mitschüler es inspizieren konnten. Sie war schon mehr als genug unter die Lupe genommen worden.

Abernathy holte ein Handy aus seiner Jackentasche hervor. »Du meinst also, wenn ich dich jetzt anrufe, wird dein Handy nicht klingeln?«

»Ich schwöre es«, sagte Lydia.

»Ich sag ja nur: Nichts von alldem wäre ohne Handy passiert. Gar nichts. Hab ich nicht recht?« Er zeigte hoch in Richtung des Büros der Schulleiterin, zu der sie unterwegs waren. »Genau das wird dir die Schulleiterin sagen. Glaub mir.«

Vor dreißig Minuten hatte man sie aus ihrem Einführungskurs »Filmkunst« geholt, mitten aus einer Gruppendiskussion über den Einfluss Leni Riefenstahls auf *Star Wars* und die Kommerzialisierung von faschistischen Symbolen. Diese Art von Diskussionsrunden war typisch für einen Ort wie Hartwell, wo laut Vorschrift jeder die gleiche geschlechtsneutrale Uniform zu tragen hatte – blaue

Hosen, weißes Oxford-Shirt, braune Lederschuhe – und wo sich anscheinend jeder noch vor Erreichen der Pubertät den gesamten Kanon der westlichen Zivilisation zu Eigen gemacht hatte. Das erste Mal im Leben war Lydia das Klassenschlusslicht. Abernathy war genau in dem Moment zur Tür hereingekommen, als das wahnsinnige Crescendo von *Triumph des Willens* einsetzte, und hatte die Rede des Führers unterbrochen, um ihren Namen aufzurufen.

Noch bevor Abernathy sie in das spartanisch und kalt eingerichtete Disziplinarbüro führte, wusste sie, dass man sie suspendieren würde. Als sie ihm über den Flur folgte, sah sie in seiner Hand die verräterische rosa Mappe, die für Suspendierungen stand. Doch zuerst musste sie zum Dekan des Schülerbüros, ein älterer Herr, der vor einem Fenster mit Blick auf die Kapelle saß. Abernathy blieb an der Tür stehen wie ein Gefängniswärter.

Der Dekan begann zu erzählen, wie beunruhigt alle wären. »Ich bin beunruhigt«, sagte er ihr. »Die Schulleiterin ist beunruhigt. Wir sind darüber alle sehr, sehr beunruhigt.« Er machte eine Pause, um Lydia Gelegenheit für den Eindruck zu bieten, dass er es ernst meinte. »Wie gesagt, wir sind alle beunruhigt.«

Ihr wurde nur ein kurzer Augenblick gewährt, um sich zu verteidigen, welchen sie verstolperte.

»Das ist nicht meine Schuld«, brachte sie hervor. »Nichts davon ist meine Schuld.«

Der Dekan beugte sich nach vorne über seinen Schreibtisch. »Aber das bist schon *du* auf diesem Bild, oder?«

Als sie widerwillig antwortete, dass dem so sei, öffnete er die rosa Mappe und schrieb einige Zeilen hinein.

»Abernathy wird dich zur Schulleiterin fahren«, sagte der Dekan und blickte auf. »Aber bevor deine Eltern dich abholen kommen, glauben wir, dass es dir guttun würde, mit unseren zuständigen Beratern aus dem Kollegium zu sprechen.« Er nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Wir haben da großartige Mitarbeiter, die mit solchen Situationen Erfahrung haben.«

Lydia fühlte, als sie dies hörte, für einen Moment Dankbarkeit, sie dachte, es sei ein mitfühlender Wink in Bezug auf den Aufruhr

der letzten Woche, das ständige Auspfeifen und Schikanieren. Aber sie irrte sich. Die Schulverwaltung, gab der Dekan ihr zu verstehen, sei so beunruhigt vom Auftauchen ihres Bilds, dass man Sorge habe, es könne mehr dahinterstecken als das, was Lydia bereits aufgeklärt hatte, und zwar die einfache Tatsache, dass Charlie Perlmutter sie um ein Oben-ohne-Foto gebeten hatte und am Ende dieses Foto die Runde in der Schule gemacht hatte. Lydia fasste dies alles als eine Art Code auf, mit dem man ihr verschlüsselt zu verstehen gab, dass man sich um sie sorgte, weil man sie missbrauchte, oder missbraucht hatte, oder etwas ähnlich unaussprechbar Schlimmes mit ihr angestellt hatte.

»Wir wollen sicherstellen, dass es dir gut geht«, sagte der Dekan.
»Dein Wohlergehen hat für uns höchste Priorität.«

Nun saß sie dort, auf der Rückbank eines wuchtigen Elektro-Gefährts, das auf dem Campus als die grüne Minna bekannt war und dazu diente, Delinquenten hinauf zum Büro der Schulleiterin zu befördern.

»Zuerst einmal bin ich normal«, sagte sie, während sie fuhren.
»Völlig normal. Und ich habe das Bild an niemanden verschickt.
Nicht an ihn, nicht an irgendwen anders. Er hat es von meinem Handy geklaut. Sie waren dabei. Ich habe es dem Dekan doch gesagt.«

Abernathy drehte sich um. »Ich trage hier keine Verantwortung.«

»Aber glauben tun Sie mir?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern, wie um zu sagen *Wen schert es schon, was ich denke.*

»Warum glaubt mir niemand?«, schluchzte sie.

Genau das hatte sie im Büro des Dekans sagen wollen, aber sie hatte es nicht gesagt. Als sie den Hügel hinauffuhren, glaubte sie, ein flüchtiges Grinsen auf seinen Lippen zu erkennen. So war es die ganzen letzten Tage gewesen. Eine nicht enden wollende öffentliche Schmähung. Ein ausgestreckter Zeigefinger, der spöttend an der zarten Haut ihres Ohrläppchens stichelte. Was spielte es für eine Rolle, ob dieser Mann, oder irgendein Mann, ihr glaubte? Sie

hatte das bereits erlebt, an ihrer alten Schule in Crestview. Die Existenz eines Nacktbildes führte automatisch zu einer Abwertung der akademischen oder persönlichen Währung oder Würde, die jemand durch sein reines Am-Leben-sein erlangt hatte. Jede noch so kleine Geste wurde als sexuelle Andeutung aufgenommen. Das Gelächter würde ihr folgen. Sie war nun gebrandmarkt.

Plötzlich spürte sie, wie in der Hosentasche ihrer Schuluniform das Handy vibrierte und dann, einen Augenblick später, vibrierte es lautstark an dem Plastiksitz.

Abernathy schüttelte den Kopf. »Sieh mal, ich versuche bloß, dir hier rauszuhelfen. Schalte das Ding wenigstens auf stumm.«

Das Handy war nichts Besonderes. Es war eines von drei oder vier Modellen, die alle hatten. Ein Geschenk zu ihrem fünfzehnten Geburtstag, weiß und titanfarben und mit entspiegeltem Display. Sie hatte es fast immer bei sich. Für ihre Eltern stellte es ein gebautes GPS zeigte sie ein paar hundert Meilen entfernt als einen leuchtenden Punkt auf ihrem Computerbildschirm. Für Lydia spiegelte es die Gesamtheit ihres bisherigen, wenn auch winzig kleinen, sozialen Umfelds wider. Sie fühlte eine Entsprechung von Liebe zu ihm, sofern man von Liebe sprechen konnte bei etwas, was nicht zurück lieben konnte. Ihre Liste solcher Dinge war kurz: ihr Handy, ihre Stofftiere, Morrissey, die gesammelten Werke der Brontë-Schwestern.

Über das Handy war Charlie zuallererst in ihr Leben getreten. Als kleiner Junge aus New Jersey mit einer leichten Farbenblindheit und Haaren wie Keanu Reeves hatte er eine übernatürliche Begabung für Computer. An ihrem zweiten Schultag war er irgendwie über die Schuldatenbank an ihre Nummer gelangt und hatte ihr während einer mörderisch langweiligen Vorlesung über aussterbende Tierarten eine Nachricht quer durch den Raum geschickt: Eisbären, bla bla bla: Wir kennen uns noch nicht. Ich bin die andere gut aussehende Person hier im Raum.

Von da an standen sie immer übers Handy in Kontakt, etwa als er ihr an einem Donnerstag mitten in der Nacht schrieb, dass er ge-

rade breit über den Campus gehen und sich *Batman* auf stumm ansehen würde, oder *Superman* auf stumm oder *Iron Man* auf stumm, und dass er nicht aufhören könne, an sie zu denken. Nachrichten wie: Komm rüber, schwimm rüber, lauf rüber. Lass uns abhängen, high werden, lass uns rumvögeln. Manchmal las sie sie ihren Zimmergenossinnen laut vor, aber meistens ärgerte sie sich im Stillen über sie. Schalte den verdamten Ton an, hatte sie einmal zurückgeschrieben. Oder: Dann sieh dir verdammt noch mal einen besseren Film an. Doch er ließ sich nicht abschrecken. Schick mir ein Bild von dir, schrieb er einmal. Sie machte ein Foto von sich mit einem Lächeln. Du weißt, das ist nicht das, was ich meinte. Komm schon.

Das alles passierte während ihrer ersten Woche an der Schule und es hatte bis vor einer Woche nicht aufgehört. Einhundertachtzig Tage vorhersehbarer Bullshit. Dass er so an ihr dranblieb, gestand sie sich beschämt ein, schmeichelte ihr, aber nicht so sehr, dass sie ihm gab, was er wollte. So vergingen die Monate. Er warf ihr in aller Öffentlichkeit Küsse zu, blies ihr ins Ohr, wenn er in der Schlange an der Essensausgabe hinter ihr stand. In der Kapelle steckte er ihr Zettel mit gefakten Liebesgedichten von Petrarca zu. Und er hörte nicht auf, sie immer wieder zu fragen.

Die Gesamtheit aller fünfzehnjährigen Jungen, entschied sie, ließ sich in zwei Lager aufteilen: in jene, die in ihren Herzen noch kleine Jungen waren, und in solche, bei denen jeder Impuls auf soziopathische Weise sexuell stimuliert war. Titten, hatte sie ihm einmal geschrieben. Das ist alles, wofür in deinem Hirn Platz ist. Aber nicht für zwei. Nur für eine.

Doch er war unerbittlich. Schick mir ein Foto von dir.

Jeden Morgen erwachte sie vom Klingelton einer seiner Nachrichten. Schick mir was, mach mich glücklich. Es machte sie krank, dass sie ihn für eine kurze Zeitspanne – im Oktober und November des letzten Jahres – reizvoll gefunden hatte, etwas an seinem Kinn oder seine Verletzlichkeit. Seine Wangen liefen rot an, wenn er sprach. Sie fühlte etwas für ihn, Mitleid oder auch sexuelle Anziehung. Sie kannte den Unterschied noch nicht. Wenn sie von der Filmkunst-Einführung zur Meereskunde-Einführung gingen,

griff er zart nach ihrem Handgelenk und sagte, etwas dümmlich und wahrscheinlich gestellt: *Ich finde dich bezaubernd.* Wider besseres Wissen fühlte sie sich lebendig.

Sie hatte nie auch nur in Betracht gezogen, ihm das Bild zu schicken, weil sie wusste, was passieren würde. Sie hatte keinen Zweifel, dass er es weiter herumschicken würde. Manchmal glaubte sie, die Perversionen durch seinen Kopf schweben zu sehen, wie Kumuluswolken, die an einem Fenster vorbeiziehen. Trotzdem hatte sie eine Einladung in sein Bett zu etwas Einstiegs-Kikikram angenommen – geklauter Wein, R. Kelly, kleine, wenig erotische Bisse seinerseits –, aber in dem Moment, als er ihr Oberteil ausziehen wollte, brach sie es ab. Seine Reaktion – *Oh, so eine bist du also* – war typisch für den Jungen, als der Charlie Perlmutter sich herausstellte, ein Junge nämlich, der sich später in der Nacht erfolgreich zu ihrem Handy schlich und sich ein Bild herunterlud, das sie von sich selbst im Duschtrakt ihres Schlafraums gemacht hatte, ein grässliches grünes, nasses Foto.

Sie hatte es aufgenommen, weil sie von ihm geschmeichelt war, zumindest von der Aufmerksamkeit, die er ihr entgegenbrachte, und weil sie entdecken wollte, was er an ihr sah. Bin ich sexy? Bin ich hübsch anzuschauen? Ein paar kleine, einfache Fragen, die nun spektakulär nach hinten losgegangen waren. Das war jetzt eine Woche her. Inzwischen war das Foto überall.

Sie hatte versucht, zurückzuschlagen, den Leuten ein paar der Dinge zu erzählen, die er ihr im Vertrauen gesagt hatte. Er steckte voller Phobien. Salzwasser. Schmetterlinge. Eine unerklärliche Angst davor, am Adamsapfel berührt zu werden. Tagelang ließ sie mit ihren Freundinnen Schmetterlinge, die sie aus dem Labor entwendet hatten, neben seinem Bett los, oder sie reihten sich hinter ihm in der Schlange zur Dusche ein und berührten sanft seine Kehle: *Hi Charlie, was für einen schönen Adamsapfel du hast.* Das ging weiter bis zu diesem Morgen, an dem ihre Zimmergenossinnen dabei erwischt worden waren, wie sie noch mehr Schmetterlinge in seinen Schlafräum schmuggeln wollten. Auf diesem Wege bekam die Schulverwaltung Wind von ihrem Bild.

Während Abernathy den Cart auf einem Pfad den Hügel hinauf steuerte, spähte Lydia hinab auf den Parkplatz.

»Hat der Dekan meine Eltern angerufen?«, fragte sie und versuchte, sich ihre Panik nicht anmerken zu lassen. Sie hatte keine klare Vorstellung, wie ihre Reaktion ausfallen würde, welche Mischung aus Entsetzen und Wut ihr entgegenschlagen würde.

Abernathy nickte. »Ich denke, die Schulleiterin hat sie angerufen.«

»Beide?«, fragte sie. »Oder nur einen von beiden? Sie trennen sich nämlich gerade.«

Es war das erste Mal, dass sie es laut ausgesprochen hatte. Die Gewissheit, die in der Aussage lag, überraschte sie. Es durch Aus sprechen einzugestehen, fühlte sich wie ein Wirklichkeitstest an. Sie sagte es ein zweites Mal. »Sie lassen sich scheiden. Oder so. Ich weiß es nicht genau. Es ist beschissen. Wissen Sie?« Sie sah, wie Abernathy mitfühlend den Kopf senkte. Vielleicht bildete sie es sich auch nur ein.

Er brachte den Cart zum Stehen. Sie hatten das Gebäude der Schulverwaltung erreicht, das weiß und modern und steril in hellem Sonnenlicht stand. Abernathy stellte den Motor ab. Weiter unten war der Unterricht zu Ende. Weiß und blau strömte es aus der Bibliothek heraus. Eigentlich hätte sie bis eben Naturwissenschaften gehabt. Als sie auf die Eingangstür zuging, sah sie unten auf dem Parkplatz Charlie Perlmutter an erster Stelle vor einer Reihe von Handkoffern stehen, um abgeholt zu werden. Unwillkürlich zog sie die Brustpartie ihrer Jacke fester zusammen. Als er sie bemerkte, streckte er den Kopf empor, lächelte und warf ihr einen Kuss zu.

3.

Oona und Spencer fuhren schweigend, während ihr Auto eine gerade Linie durch die weißen Ausläufer südlich von Mount Thumb schnitt. Es war ein Februar in Vermont und der Himmel war gleichzeitig weiß und trübe. Sie waren sofort losgefahren. Sie hatte seit fast zwei Tagen nicht geschlafen. Alle paar Kilometer passierten sie eine der an den Hängen der Berge und Hügel erbauten Kleinstädte. Die Kühe auf den Weiden standen eng beieinander und wärmten sich die Nasen. Irgendwann verengte sich der Fahrstreifen auf eine Spur, bis das Straßenpflaster in einen erdigen Pfad überging. Auf dem Armaturenbrett wies ein leuchtendes GPS-Signal den Weg als eine rote Linie ins leere, weiße Feld. Sie fuhren weiter und weiter, das Blinken, das langsame Vorankommen, der Schnee. Der Tagesmond zog über den Baumkronen auf. Duft nach rauchigem Holz drang durch die Belüftung herein. Hirschspuren in den Schneeweihen. Weiter weg, im grauen Dickicht, verlassene Vogelnester in den Kronen von Eichen.

»Wir sind bald da«, sagte Oona. Es war das Erste, was sie seit Stunden gesagt hatte.

Immer bekam sie diese Anrufe; sie riefen immer die Mutter an. Sie war teilweise über Tage hinweg im Krankenhaus, in der Notaufnahme, aber wenn etwas schiefelief, benachrichtigte man sie. Es spielte ja keine Rolle, dass ihr zukünftiger Exmann so gut wie immer stoned war und seit vierzehn Jahren keiner Arbeit nachging, weshalb er eigentlich zu Hause und für elterliche Notfälle frei verfügbar war; doch nein: immer bekam Oona den Anruf.

Die Schulleiterin von Lydias Internat war eine Deutsche mit

einem wunderbaren Akzent, trotzdem hatte Oona sie bitten müssen, es zu wiederholen. Sogar jetzt noch drehte sie die Wörter in ihrem Kopf hin und her. Ein kompromittierendes Foto. *Illegale Nacktaufnahmen*. Die Schulleiterin hatte gesagt, das Foto hätte auf dem Campus die Runde gemacht. Wie ein Flyer oder ein Grippevirus. Am anderen Ende der Leitung hatte es ein Kratzen gegeben. Ein Störgeräusch. Erschöpfung. Ungeduld.

Von Boston aus dauerte die Fahrt vier Stunden. Sie fuhren in Spencers Auto, einem bulligen, blauen Toyota SUV. Sie hatte ihn kurz vor ihrer Trennung für ihn gekauft. Es war ein irrsinniges Geschenk, aber zu der Zeit hatte eine Welle von Schuldgefühlen sie dazu veranlasst, etwas Nettes für ihn zu tun. Offenbar war dies die Art und Weise, wie ihre Ehe auseinanderbrach: falsche Schuldgefühle und ein Automobilkauf zur unpassenden Zeit. Sie hatte ihn wie in der Fernsehwerbung mit einer riesigen weißen Schleife bis vor die Einfahrt liefern lassen. Er hatte dies als Zeichen verstanden, dass ihre Probleme damit gelöst wären, dass die Paartherapie, zu der sie zweimal die Woche gingen, erfolgreich war oder dass ihr letztes Notfall-Wochenende in der Karibik das bewirkt hatte, was sie sich erhofft hatten. Sie dagegen hatte das Auto als den ersten Teil eines netten Abschiedspakets angesehen.

Schnee fiel. Sie waren in den Bergen. Adler glitten über sie hinweg.

»Ich brauche mal deine Meinung zu dem Ganzen«, sagte Spencer, als sie durch einen kleinen Tunnel unter Bahnschienen hindurchfuhren. Vor Lydias Geburt war er Anwalt gewesen; jetzt glaubte er, dass sie den Fall mit der Schulleiterin verhandeln könnten, dass es noch Hoffnung gäbe. »Du hast die ganze Zeit nichts gesagt. Ich habe keine Ahnung, was du darüber denkst. Du schweigst einfach nur.«

»Was ich denke«, sprach sie langsam.

»Ja: Was du denkst. Denkst du überhaupt irgendetwas?«

»Was soll ich schon denken, Spencer? Ich bin schockiert. Voller Abscheu. Panisch. Ich mache mir große, große Sorgen.«

Sie versuchten es. Das war die offizielle Vereinbarung. Es hatte

eine Zeit gegeben, da hatte sie ihn geliebt. Am Anfang war er stark und voller Selbstvertrauen gewesen, so belesen und überzeugt vom Sinn und Zweck seines Lebens, dass seine bloße Anwesenheit, wenn er etwa auf seinem Sofa saß, einen erfahren ließ, wie ein König die Welt sehen musste: beschenkt mit Klarheit und Gewissheit und Optimismus und überzeugenden Meinungen zum Weltgeschehen. Bis seine Zeit als Student endete.

»Man wird uns die Schuld dafür geben«, sagte Spencer. Es war weniger eine Frage als ein weinerlicher Protest. »Nur, dass du darauf vorbereitet bist.«

»Es ist also unser Fehler? Unsere Tochter lässt die Hülle fallen und es ist unser Fehler? Wie kann das an dir oder mir liegen?«

»Abwesende Eltern. Haben zu viel zu tun. Geben die Verantwortung gerne an andere ab.« Er schlug mit den Fingern gegen das Lenkrad. »Wenn ich raten müsste.«

»Sie geht auf ein Internat«, sagte Oona. »Da sind alle Eltern abwesend.«

Oona arbeitete zu viel. Das war eines der Dinge, über die Spencer sich des Öfteren beschwert hatte. Ihre Paartherapie war in einen Austausch von Klagen übergegangen. Sie sei nie zu Hause. Sie habe die Erziehung zu sehr anderen überlassen. Lydia vermisste sie. Warum sonst würde ihre Tochter in ein Internat wollen, wenn nicht aus dem Gefühl heraus, dass die Familieneinheit kurz vor dem Zerfall stand. So dachte er. Sie dachte anders. Ihre Tochter war ein brillantes, unabhängiges und selbstsicheres Mädchen, das klug genug war, sich aus Crestview ein paar Jahre früher zu verabschieden. Und außerdem: War die Medizin nicht eine wichtige und ehrenwerte Berufung, die die Überstunden, die Entbehrungen, den Schlafmangel aufwog? Gab es nicht immer noch Menschen, die betrunken mit ihren Jeeps auf den Highways über die Mittelstreifen fuhren und sich die Knochen zerschlügen? Wenn ja, hatte sie dann nicht da zu sein, wenn sie in die Notaufnahme gerollt kamen, um ihnen die Titaniumbolzen in die Oberschenkel zu hämmern? Sie hatte gehofft, dass die Therapie irgendeine himmlische Lösung parat halten würde – ein Camp-David-Abkommen für Eheprobleme. Diese

Hoffnung hatte sich schnell als vergeblich herausgestellt. Die Frau, in die er sich verliebt hatte, existierte nicht mehr. Das hatte er nach ihrer letzten Sitzung gesagt. Die Wahre Oona sei nicht mehr da, waren seine Worte. Sie hatten in der Einfahrt zum Haus gestanden, neben dem Auto und unter den Blicken aller Nachbarn.

»Wenn die Wahre Oona nicht mehr da ist, wer zum Teufel bin ich dann?«, hatte sie erwidert.

Sie hatten sich auf den Monat genau vor zwanzig Jahren auf einer Party in Tribeca kennengelernt. Gemeinsame Freunde, die überzeugt waren, sie würden sich unwiderstehlich finden, hatten sie einander vorgestellt. Es existierte sogar ein Foto, auf dem sie sich zum ersten Mal die Hand gaben. Auf dem Bild sah man sie lachen. Er war damals im Grunde noch ein Junge gewesen: zwanzig Jahre alt, noch schlaksig und mit Aknespuren auf dem Nasenrücken.

Bei ihrem ersten Date erzählte er ihr, dass er gerade erst mit seiner Freundin Schluss gemacht hätte. Und mit »gerade erst« meinte er, dass er nach dem ersten Zusammentreffen mit Oona nach Hause gegangen sei und ihr gesagt habe, es sei aus. Als sie das hörte, errötete Oona. Sie aßen zusammen im Veselka in der 2nd Avenue. Gedämpfte Pierogi. Schwarzer Kaffee. Der Ort, an dem sie in Zukunft alle ihre wichtigen Entscheidungen planen würden. New York oder nicht New York. Kinder oder keine Kinder. Mitgliedschaft in einer säkularen, humanistisch orientierten Synagoge oder Yogastunden. Sie erinnerte sich, dass er das Essen mit der Kreditkarte seiner Mutter bezahlte. Lange Zeit trugen sie jeder einen Abzug des Bildes von der Party in ihrem Portemonnaie bei sich. Sein junges Gesicht, sein volles Haar, sein längst vergessener Ohrstecker, ihre Stonewashed-Jeans, ihr Hillary-Clinton-Stirnband, die Wahre Oona. Keiner von beiden konnte sich erinnern, worüber sie auf dem Bild lachten.

Oona holte ihr Handy aus ihrer Handtasche. Lydia schickte manchmal kurze E-Mails, in denen sie sie über die Schule auf dem Laufenden hielt. Habe heute das Herz einer Kuh seziert. Zu gleichen Teilen faszinierend und ekelig. Sie wischte hoffnungsvoll über das Display. Diese kleinen Bewegungen, das schnelle Drücken und

Wischen, waren ein neuromuskulärer Reflex geworden, so unabdingbar für ihren Biorhythmus wie Blinzeln oder Atmen. Weil das Krankenhaus jederzeit anrufen konnte – weil ständig irgendwo Knochen brachen –, lag das Telefon neben ihr, wenn sie schlief. So gesehen war es wie ein treues Haustier, oder ein unerschütterlicher Auslöser von nächtlichem Terror.

Doch meistens diente das Handy dazu, ihr zu zeigen, wie sehr sie ihre Tochter vermisste. Das Hintergrundbild zeigte Lydia, als sie drei Jahre alt war, bei ihrer Lieblingsbeschäftigung: der Aufführung des Stücks »So Long, Farewell« aus *The Sound of Music*, mit kompletter Choreografie, bewundernswert punktgenauem Gesang und, natürlich, unsagbar niedlich. Während der letzten Wochen hatte Oona begonnen, die alten Fotos auf ihr Handy zu übertragen, damit sie tun konnte, was sie jetzt tat, nämlich in Lichtgeschwindigkeit wahllos durch die ersten sechsunddreißig Monate von Lydias Leben zu blättern. Bis zu diesem hier – an dem sie drei Jahre alt war, singend, besessen von Julie Andrews – war Oona gekommen.

Sie hielt es für wichtig, sich daran zu erinnern, dass eine solche vom Optimismus berauschte Zeit eigentlich nie existiert hatte. *Die vergessenen Jahre* nannte sie sie. So oft es ging, versuchte Oona, sich jedes bedeutende Detail aus dieser Zeit in Erinnerung zu rufen. Lydias erste feste Nahrung waren Karotten gewesen. Ihren ersten Zahn hatte sie im Februar bekommen. Ihr erster Film: *Singin' in the Rain*. Erstaunt hatte sie das kindliche Interesse ihrer Tochter an Dingen beneidet, denen sie, wenn sie ehrlich war, nicht mehr viel Beachtung schenkte. An Hunden, am Mond, am Gras, am Wind, an Wimpern und an Löwenzahn und an kleinen Insekten mit Flügeln! Ihr Baby hatte sie daran erinnert, dass die Welt ein wunderschöner und herrlicher Ort war, was eine willkommene Offenbarung für sie bedeutete.

Sie hatten damals nur wenige Möbel besessen. Was scherten sie auch Möbel, wenn sie doch einander hatten. Sie und Spencer hatten sich das einander oft gesagt, erinnerte sie sich. *Die vergessenen Jahre*. In der Paartherapie waren sie sich einig gewesen, dass es die schönste Zeit ihres Lebens gewesen war.

»Nichts?«, fragte Spencer. »Keine Nachricht von ihr?« Oona legte das Handy zurück.

Spencer zog eine Grimasse. »Ist dir heiß?«, fragte er. »Mir ist heiß.« Er streckte die Hand aus und begann, an dem Wirrwarr von Knöpfen auf dem Armaturenbrett herumzufummeln. Das Auto war ein Spielzeug. Es hatte überall Knöpfe. Die einzigen Menschen, die ein solches Auto fuhren, waren Siebzehnjährige oder Menschen, die wieder siebzehn sein wollten.

Sie waren seit sechs Monaten getrennt. Er wohnte in dem Haus, das sie zusammen in Crestview gebaut hatten. Vier Schlafzimmer, Nussbaum-Parkett aus China und mehrere Kronleuchter – fast eine Villa. Sie war bei ihrer Mutter eingezogen, um nach ihr sehen zu können, obwohl man in Gegenwart von Henrietta Olyphant solche Dinge nicht laut sagte. *Ich mache mir Sorgen, wenn du alleine bist.* Oder: *Es macht mir schreckliche Angst, wie traurig du bist.* Oder sogar: *Ich liebe dich.* Selbst eine harmlose gute Tat war dazu verurteilt, von ihrer Mutter als politischer Akt missverstanden zu werden. Sie waren die Art von Familie, in der Zuneigung still bekundet wurde, unterdrückt und verschleiert als typischer Bestandteil einer dysfunktionalen Mutter-Tochter-Großmutter-Beziehung: Schuld, Konflikt, Scham, Schoko-Kekse – alles Ersatzarten für die Liebe, wie jede Olyphant wusste.

»Es ist alles meine Schuld«, sagte Oona.

Spencer warf ihr einen Blick zu. »Das sagt man nur so. Man meint es nie wirklich.«

»Sie hat das Telefon von mir. Es hat eine Kamera. Es ist ziemlich offensichtlich meine Schuld.«

»Wir wissen doch nicht einmal, ob davon überhaupt irgendetwas stimmt«, sagte er in perfektem Anwaltston. So war es immer mit ihm – er musste erst Beweise sehen.

»Für mich stellt sich das eher so dar«, sagte er. »Wir fangen an zu zerbrechen, du und ich, und dann zerbricht sie. Wie aus dem Lehrbuch.«

Er legte eine kalte Hand auf ihren Nacken. »Atme durch, okay? Schließ deine Augen. Einatmen.« Dann schien er sich daran zu

erinnern, dass sie sich nicht mehr anfassten. Er zog seine Hand zurück. Es war das erste Mal, dass sie sich sahen, seit sie ausgezogen war.

Sie hatte ihn an einem Dienstagmorgen verlassen und minimalistischer hätte eine Trennung nicht ausfallen können: »Ich gehe«, hatte sie mit zwei Koffern in den Händen gesagt. Er hatte einfach genickt und gesagt: »Das sehe ich.« Sie hatten sich bereits bis zur Erschöpfung gestritten. Es war kein Zufall, dachte Oona, dass sie genauso lang getrennt waren, wie Lydia fort in der Schule war. Sobald Lydia weg war, hatten sie als »Einheit« den Sinn verloren. Dies war sein bevorzugter Begriff. Er benutzte ihn oft. Auch das war ihr während der Paartherapie aufgefallen.

Die Straßenschilder zeigten an, dass sie nur im Schneckentempo weiterfahren durften. Die Farben von Hartwell waren marineblau und weiß, an den Kabeln der Telefonmasten flatterten kleine Wimpel im Bergwind. Oona klappte den Spiegel herunter, um ihr Aussehen zu prüfen. Sie hatte mit Make-up versucht, etwas zum Vorschein zu bringen, was niemals scheinen würde. Sie hatte nicht gewusst, was sie anziehen soll, um ihre exhibitionistische, von der Schule suspendierte Tochter abzuholen, also hatte sie das einzige hübsch Aussehende genommen, was sie in ihrem Kleiderschrank hatte. Die ganze Woche über steckte sie im Arztkittel, aber hier kam es zum Einsatz: das schwarze Kleid, das sie zur Beerdigung ihres Vaters vor elf Monaten getragen hatte.

»Sehe ich zu streng aus?«, fragte sie. »Ich glaube, ich sehe zu streng aus.«

Er drehte sich zu ihr um. »Du siehst wie du aus.«

»Ich meine, wie sieht man denn in so einer Situation angemessen aus?«

Er seufzte. »Sauer, denke ich.«

Sie passierten das Tor. Blondhaarige Schüler in Strickklamotten lungerten in Gartenstühlen und rauchten heimlich Zigaretten. Von hier aus besehen, erinnerte die Form des Campus von Hartwell an ein menschliches Auge: oben und unten das Land, mit Wimpern, die den Außenring in Form von alten Eichenbäumen

umrandeten, und in der Mitte eine kleine dunkle Insel aus Gras und Granit und verwildertem Ahorn. Überall sonst erstreckte sich der wie ein Opal schimmernde Lake Rose. Die Jungen wohnten in zwei Steinhäusern am südlichen Rand des Auges. Im Norden war der Mädchen-Campus, der mit seinen lächerlichen Lila- und Gelbtönen aussah wie ein Cupcake-Paradies. Die Schulverwaltung mit dem Büro der Schulleiterin war in der oberen westlichen Ecke angesiedelt.

Oona und Spencer hielten auf dem Parkplatz. Sie verweilten noch einen Augenblick, um sich zu wappnen.

»Ich will sie verklagen«, sagte er.

»Wen verklagen?«

»Die Schule. Jeden Einzelnen, der dieses Foto geteilt hat. Die Schulleiterin.«

»Ein Gerichtsverfahren ist kein Ersatz für echte Sorge«, sagte sie.

Er versuchte umständlich, seine Manschettenknöpfe zu schließen, wieder und wieder fummelte er an ihnen herum.

»Was machst du da?«, fragte sie. »Du siehst aus wie ein Verrückter. Wir müssen Normalität ausstrahlen.«

»Ich mache mir wirklich Sorgen«, sagte er. »Das ist nicht gut, oder? Normale Menschen machen so etwas nicht.«

»Nein«, sagte Oona.

»Wer sein Kind auf eine Begabtenschule schickt, kann doch davon ausgehen, dass so etwas nicht passiert, oder?«

»Offenbar tut es das doch«, sagte Oona.

Der Hohn in seiner Stimme. Dieser Klang war ihr vertraut. Es war der Standardton während ihres letzten gemeinsamen Jahrs gewesen. »Wahrscheinlich nimmt sie Drogen«, sagte Spencer. »Ich meine, das würde es doch erklären, oder? Nimm nur das Foto. Lydia würde nie auf die Idee kommen, ein Nacktfoto von sich zu machen. Niemals. Und dann diese Geschichte mit den Schmetterlingen? Es sind ganz sicher Drogen.«

»Das sagt ja genau der Richtige.«

Dies war der Hauptgrund, weshalb sie ihn verlassen hatte. Sie verabscheute seine übermäßige Kifferei, dass seine Kleidung und

sein Atem immer nach Gras rochen; ihre Sorge, er könnte verhaftet werden, wenn er den Stoff auf dem Parkplatz der Methodistenkirche von Crestview bei einem neunzehnjährigen Dealer kaufte; vor allem aber, dass sie seine Stumpfheit aushalten musste, sobald das THC in seinen Blutkreislauf gelangt war. Weil er immer noch unter dem jugendlichen Eindruck stand, dass Marihuana nicht süchtig mache, ließ Spencer den Gedanken, er könne körperlich abhängig sein, nicht an sich heran. Sie hatte erwartet, dass er mit dem Kiffen aufhören würde, wenn sie verlobt wären. Als er es nicht tat, dachte sie, er würde sicher nach dem Abschluss seines Jurastudiums damit aufhören und dann, als er anfing bei Bigelow zu arbeiten. Als er die Finger weiter nicht vom Gras ließ, dachte sie, er würde es lassen, als sie raus nach Crestview zogen und dann – wieder einmal endgültig –, als Lydia geboren wurde. Oder als von dem ganzen Gras sein Schwanz ohne die Hilfe pharmazeutischer Verstärkung nicht mehr zu gebrauchen war. Nichts hatte ihn dazu bewegen können, aufzuhören.

»Ich bin gerade nicht high«, sagte er. Er riss seine Augen auf, um ihr das Weiß darin zu zeigen. »Das ist 'ne Tatsache.«

Sie klatschte in die Hände. »Gut gemacht.«

»Ich bin seit zwei Monaten nicht mehr high.« Er sah auf seine Armbanduhr. »Drei, fast.«

Er hätte ein großartiger Anwalt sein können. Die Leute sagten es ihr die ganze Zeit: seine früheren Kollegen, seine vielen Untergebenen, sogar seine ehemaligen Rivalen – sie drosselten ehrerbietig die Stimme, wenn sie über ihn sprachen. Manchmal glaubte sie ihnen; wie hätte sie jemals die Wahrheit erfahren sollen? Es kam vor, dass sie ihn im Auto in der Garage fand, weinend über das Lenkrad gebeugt. Er vermisste sie, pflegte er zu sagen. Während er nächtelang im Büro am Schreibtisch hockte und obskure Rechtsstreitigkeiten zwischen multinationalen Konzernen ausbügelte, wollte er eigentlich nichts lieber, als zu Hause bei seiner Familie sein. Monatelang hatte er offen darüber geredet. Was würde sie von ihm denken, wenn er Vollzeit zu Hause bei dem Baby bliebe? Dies markierte das Ende der *vergessenen Jahre*.

»Wie fühlst du dich?«, fragte sie. »Jetzt, wo du clean bist. Ist es gut?«

»Momentan fühle ich vor allem deinen Spott.«

»Ich meine es ernst«, sagte sie. »Fühlst du dich besser? Ich wette, ja. Klarer. Klüger, wahrscheinlich. Gesünder mit Sicherheit.«

Er hob die Schultern und ließ seine Finger knacken. »Ich fühle mich nicht mehr so high«, sagte er. »Allgemein gesagt.«

»Das ist alles?«

»Weniger high«, sagte er. »Das meint nicht unbedingt besser. Oder klarer.«

Eine Glocke läutete. In einiger Entfernung strömten die Schüler als eine große blaue Welle aus der Bibliothek und den Hügel hinab. Nach der langen Zeit ohne ihre Tochter verzehrte Oona sich vor Sorge um sie, um sich sogleich, in stetem Wechsel, für ihre Sorge zu schämen. Sie wollte nicht zu einer Mutter werden, die glaubte, dass überall wohin ihre Tochter ging, Gefahren lauerten, auch wenn sie überzeugt davon war, dass Gefahren tatsächlich überall lauerten. Schließlich arbeitete sie in einem Stadtkrankenhaus. Jede Woche sah sie Dinge, die es unmöglich machten, die Welt für einen gutartigen Ort zu halten.

Sie richtete sich in ihrem Sitz auf. Ein paar Jungen mit Krawatten überquerten einen Bachsteg, sie hüpfen wie wild darauf herum, um ihn, wie es schien, zum Einsturz zu bringen. Sie war nicht wirklich davon begeistert gewesen, dass Lydia hier zur Schule gehen würde. Ihre Tochter hatte sie angefleht, hatte überall im Haus Broschüren liegen lassen, Oonas Posteingang mit Hartwell-Werbung überschwemmt. Irgendetwas lag in der Luft, dachte Oona, oder in den akkuraten Topfhaarschnitten der Jungen, das bedrohlich auf sie wirkte – abgesehen von der Ahnung, dass sie ihre Tochter hier nicht beschützen könnte.

Sie drehte sich zu Spencer um. Er schaffte es nicht, seine Manschettenknöpfe zu schließen. Sie streckte die Hände nach ihm aus. Er war wie ein kleiner Junge, wenn es um solche Dinge ging. Seine Haut war kühl. Mit zwei schnellen Bewegungen schloss sie die Knöpfe.